

„Der Klops der bloßen Vernunft und die Fichte des seligen Lebens“

Eine humorige Besinnung im Anblick der Krippe (Dr. Oliver Wintzek)

Es begab sich zu jener Zeit, da kurz vor Heiligabend die Krippen in den Kirchen aufgestellt zu werden pflegen, dass ein Zeitgenosse – nennen wir ihn Kevin – schwer bepackt mit Tüten voll der obligatorischen Weihnachtsgeschenke inne hielt und sich eine Verschnaufpause gönnte. Kevin hatte sich nie mit seinem Modenamen anfreunden können, den ihm seine Eltern – beide längst mit andern Partner*innen liiert – zugedacht hatten, klang er doch nach einem bildungsfernen Milieu. Dessen ungeachtet war Kevin zwischenzeitlich beruflich gut situiert, da er eine zwar etwas langweilige, dafür aber krisenfeste Anstellung bei einer großen und renommierten Lebensversicherung sein Eigen nennen durfte. Auch sonst entsprach Kevin nicht dem Kevinklischee. Er verschmähte teure Markenklamotten – wissend, dass eigentlich nur die Lakai*innen die Wappen ihrer Herrschaften zur Schau stellen mussten –, war kein Facebook-Junkie, sondern hatte Freund*innen in der realen Welt, besaß sogar gedruckte Bücher und war kulturell vielseitig interessiert, so dass er nie sofort über das Wetter reden musste.

À propos Lebensversicherung: Kevin durchschaute natürlich die Absurdität dieses Instituts, bei welchem sich die weiland gefürchteten göttlichen Parzen samt ihrem Schicksalsgespinst beruflich zu den Sekretärinnen seines Brötchengebers beruflich weiter entwickelt hatten. Das Dasein zum Tode schien so professionell gebändigt und die einstig bange Frage, ob man in einem himmlischen Buch des Lebens verzeichnet sei, konnte sich daran beruhigen, dass ein monatlich wachsendes Guthaben von den Vorsehungsdirektrizen verwaltet wird.

À propos Himmel: Kevin war nicht unbedingt religiös unmusikalisch, doch führte für ihn kein direkter Weg von einem Staunen angesichts des bestirnten Himmel über ihm zu einer freudigen Ode, dass über dem Sternenzelt ein gütiger Vater wohnen musste. Die wohlfeile Unterscheidung des Englischen, das Kevin fließend beherrschte, zwischen dem profanen Himmel – *sky* – und dem religiösen Topos – *heaven* – war ihm geläufig, doch wusste er mit Letzterem herzlich wenig anzufangen. Ja, Kevin war katholisch, was einem als gebürtigem Rheinländer eine bare Selbstverständlichkeit war. Indes, wann er zum letzten Mal einen Gottesdienst besucht hatte, stieg ihm als Frage just in dem Moment auf, da er seine Einkaufstaschen auf den Boden stellte – genau auf die Stufen vor dem Portal der

Innenstadtkirche einer größeren Stadt, deren Namen wir aus Gründen der Diskretion verschweigen.

Seine Firmung – der Gottesdienst ging eine gefühlte Ewigkeit – lag nun schon mindesten zehn Jahre zurück. Was ihm noch im Gedächtnis haften geblieben war, erzeugte ein spöttisches Kopfschütteln. Das Kreativkomitee gottesdienstlicher Gestaltungswut war nämlich auf die Idee verfallen, zur Veranschaulichung des Feuers des Heiligen Geistes Brennpaste aus dem örtlichen Schauspielhaus zu entflammen. Jetzt entsann sich Kevin: Seiner damaligen Freundin Katrin zuliebe war er an Heiligabend vor zwei Jahren mit ihr in die nachmittägliche Christmette gegangen. Mehr als über das schreckliche Blockflötenquartett hatte er sich über die Predigt des Pfarrers geärgert: Zum einen hatte dieser lautstark in die Gravamina über die Kommerzialisierung des Weihnachtsfestes eingestimmt, des Weiteren sich darüber ausgelassen, dass Leute wie Kevin sonst nie in die Kirche gingen und sich dann zu der wenig plausiblen These verstiegen, dass in dem Jesuskind uns Gott selbst anlächelte. Dies sehr lautstark – getreu dem homiletischen Grundsatz: Wo die Argumente schwach sind, erhebe die Stimme!

Erneut schüttelte Kevin den Kopf und grinste in sich hinein, denn er dachte an den Aufkleber, den er vor ein paar Wochen an seiner Wohnungstür befestigt hatte: „Nein – ich möchte nichts kaufen, ich will nichts spenden und ich habe auch kein Interesse daran, meine Religion zu wechseln.“ Er hatte nämlich einmal den Fehler begangen, ein in züchtigem Kaki gekleidetes Duo der Zeug*innen Jehovas hereinzubitten. Wie man als Mensch der aufgeklärten Moderne ein altorientalisches Mythenbuch für bare Münze nehmen könne, ließ Kevin fassungslos zurück. Nicht minder fassungslos stand er noch vor wenigen Minuten vor der schier endlosen Palette esoterischer Literatur in der nahegelegenen Buchhandlung. Wahllos hatte er ein Büchlein aufgeschlagen – nach wenigen Zeilen war ihm klar, dass angesichts dieses Blödsinns das Dogma von der Jungfrauengeburt reinste Empirie wäre.

So seinen Gedanken nachgehend, öffnete Kevin das Kirchenportal; nicht dass er auf das regenbogenfarbene Plakat („Atem holen bei Gott“) hätte reagieren wollen – allein die Farbgestaltung führte zu einem erneuten spöttischen Kopfschütteln. Froh darüber, dass die wackere Dame vom vorweihnachtlichen Willkommensausschuss ihre Getrostheit bereits einem sichtlich gequält dreinschauenden Atemholer zuwandte, erblickte Kevin am rechten Seitenaltar die Krippenfiguren, die erfreulicherweise keinen ästhetischen Totalausfall darstellten. Vielleicht ohne es zu wissen, praktizierte Kevin in seinem Hinblick auf die Krippe das

sprichwörtliche achte Sakrament – sehen wir zu, was es für Kevin zum Ausdruck brachte und bewirkte.

Ein wenig diebisch freute sich Kevin über den altertümlichen und schon etwas ramponierten Nickneger am Rande, der von keinem Eifer politischer Korrektheit entsorgt worden ist. Nach dem Einwurf einer Münze für die Mission dankte er es mit einem gefälligen Nicken. Die eigentliche Krippe war noch verwaist – das Jesuskind wird bestimmt erst an Heiligabend dort seinen Platz finden. Die jungfräuliche Gottesmutter verharrte schon jetzt in anbetendem Gestus, der Nährvater stand sinnierend in einen härenen Umhang gehüllt etwas seitlich, Ochs und Esel schauten wiederkäuend etwas treudoof.

Unwillkürlich fand sich Kevin in einem ignatianischen Zwiegespräch wider – nicht dass er von dieser epischen Theatermethode bewusste Kenntnis gehabt hätte, gleichwohl fragte er sich, wie es den Krippenstatist*innen wohl so ergehe, während sie dazu verurteilt waren, auf das Jesuskind zu warten. Da Kevin von seinem Naturell ungern im Zentrum des Interesses stand, nimmt es nicht wunder, dass er seine Gedanken auf Josef richtete. Zudem hatte er keine Lust, dass die Gottesmutter ihm womöglich apologetisch darlegte, warum sie als Jungfrau zu gelten habe. Im Hinblick auf das Reformationsjubiläum – Kevin fand es absurd, dass man eine Spaltung der Christenheit feiern könne – hatte er das ein oder andere über Augustinus gelesen, der ja für Luther fast zur Würde eines weiteren „*solus*“ avanciert war. Ja, dieser afrikanische Gelehrtenbischof brauchte die Jungfrauengeburt wegen seiner Erbsündenlehre, soviel hatte Kevin verstanden – er hatte einzig nicht verstanden, weswegen es die Erbsündenlehre brauchte.

Dann doch lieber mit Josef zur Überbrückung des Wartens ins Gespräch kommen, der sich wie sein alttestamentlicher Namensvetter gerne in göttlichen Traumwelten aufhielt. Wenn Josef auf den ersten Blick ein wenig als apathischer Statist daherkommt, so musste sich Kevin nun eines Besseren belehren lassen – abseits aller theologischen Spekulationen einer möglichen Josefologie. Ein kleines Detail hätte es wissen lassen können – der berufsbedingte härene Mantel, den er trägt, weist Josef nämlich als einen waschechten Philosophen aus. Josef ist mitnichten gelangweilt, er ist ganz davon in Anspruch genommen, denkerisch zu erfassen, was sich alle Jahre wieder vor seinen Augen abspielt, dass sich jedoch nie abspielen würde, hätte es sich nicht dereinst ereignet.

Alsdann wurde Josef des versonnenen Kevin gewahr und sprach also: „Was führet dich an diesen Ort, da du es bei dir für ausgemacht hältst, dass jene mythenumwobene

Geburtsgeschichte dich nicht dazu bewegen könnte, einen Wechsel – wenn nicht deiner Religion, denn du besitzt recht eigentlich keine – deiner Ansicht über das Weihnachtsfest herbeizuführen?“ Kevin wies auf seine schweren Einkaufstaschen hin und stotterte etwas von Ermattung und Ausruhen. Zum Atemholen braucht es diese Krippenszenarie nicht, gab Josef zu Protokoll und deutete mit amüsierte Mine auf die getroste Willkommensfrau, die nun dabei war, Flyer für die nächste Quellenwoche auszulegen. „Lass uns stattdessen ein wenig nachdenken, was wir hübsch arrangierte Holzfiguren angesichts deines wohl situierten und religiös entkernten Lebensarrangements ausrichten können. Zuerst – ich mache dir keine Vorwürfe, dass ich dich noch nie gesehen habe, und des Weiteren bin ich auch ganz froh, dass ich die meiste Zeit des Jahres im hintersten Sakristeischrank verstaut bin, so muss ich mir nicht allzu oft anhören, was von der Kanzel feilgeboten wird, auch wenn man dieses würdige Verkündigungsmöbel längst verschmäht.“

Kewins Aufmerksamkeit war gewonnen, schien es doch, als könne er in dem ach so frommen Josef einen Verbündeten gefunden haben, der seinen Ärger über inhaltliche Plattitüden teilte: „Was regt dich denn am meisten auf, wenn du zur Weihnachtszeit dem Bodenpersonal deines göttlichen Ziehsohnes lauschen musst?“ „Unter uns“, so Josef, „trifft mehr Schuld diejenigen, die es verabsäumt haben den Herrn Pastoren – zur Frage der Frauenordination äußere ich mich nicht, wie sollte man es denn dem Krippenpublikum erklären, ich sei wegen diesbezüglicher Äußerungen der *damantio cullae* anheimgefallen – hinreichend kritisch aufgeklärten Geist zu vermitteln.“ Darauf Kevin: „Meinst du das mit dem Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit? Aber woher kennst Du dieses Programmwort von Immanuel Kant?“ „Mittels meiner Traumgesichte stehen mir die Werke des Königsberger Philosophen – aber nicht nur seine – vor Augen; fürs Erste lass doch das Wort gelten, dass auch in dieser Hinsicht für Gott nichts unmöglich ist.“

Kevin war sich nicht sicher, ob er das etwas ironisch meinte, aber bevor er nachhaken konnte, stellte ihm Josef die Frage, was er denn sonst noch von Kant wisse, jenseits von Königsberg und den gleichnamigen Kloppen. Kevin war versucht, sich mit dem Hinweis auf seinen zeitzehrenden Lebensversicherungsjob herauszureden, gab dann aber zu, er kenne nur die wenig schmeichelhafte Bezeichnung Kants als eines Alleszermalmers. Josef lachte kurz auf und setzte etwas melancholisch resigniert hinzu, dass dies viele so sähen, die Kant aber meistens gar nicht gelesen oder verstanden hätten. „Was sollte man denn von ihm lesen?“, fragte Kevin, der aus dem Staunen nicht herauskam, dass sich ausgerechnet jener Heilige, der es jüngst zur

Ehre des eucharistischen Hochgebetes gebracht hatte, mit ihm über Kant unterhalten wollte, dessen Werke samt und sonders indiziert worden waren. „Nun“, so Josef, „auf den drei Kritiken hat Kant gleichsam – entschuldige, das war Theolog*innensprech – zu lange brütend gesessen, so dass sie etwas gedanklich verquast und auch viel zu lang geraten sind, aber seine Religionsschrift ‚Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft‘ solltest Du lesen! Ich bin zwar nicht mit allem einverstanden, aber die Richtung ist *cum grano salis* gut – da gibt es viel weniger Erleuchtetes.“

Kevin bohrte nach: „Was passt dir denn und was nicht? Dass wir mit dem Erkenntnisvermögen unserer theoretischen Vernunft hinsichtlich der Gottesfrage nicht allzu weit kommen“, erwiderte Josef und setzte hinzu, ihm leuchte ein, dass die Sache mit Gott auf dem Gebiete der praktischen Vernunft verhandelt werden müsse. Kant meine zwar, Gott müsse als notwendiges Postulat derselben gelten: „Aber ich wäre hier etwas zurückhaltender – es ist zumindest möglich und auch nicht unplausibel, hier einen Gott einzufordern. Wichtiger ist jedoch, dass Kant Gott als moralischen Welturheber und -herrscher begreiflich machen will.“ Kevin unterbrach und wandte ein, dies sei doch nun so revolutionär auch nicht. „Ist es auch nicht“, gab Josef zu, aber Gottes Qualität als wirkliche Güte vertrage sich nicht mit allem, was der Kirchenglaube feilbietet, den Kant des Öfteren als Fronglauben und missliches Vehikel zu vernunftgemäßer Einsicht bezeichnet. „Recht ungestüm entsorgt er ja in diesem Sinne den moralisch entmündigenden Gnadenglauben auf den Ideensperrmüll. Sollen wir dem Guten leben, so müssen wir es auch können – klipp und klar.“ Kevin nickte zustimmend, aber dann hakete er nach: „Na ja, das mit einer vollkommen guten Weltordnung, die angesichts der Einsicht, das menschliche Tun des Guten um seiner selbst willen habe als Erfüllung göttlicher Gebote zu gelten, hat ja nicht so wirklich durchschlagenden Erfolg gehabt.“ „Der Schuft ist ja auch für Kant ein Problem und das mit dem radikal Bösen hilft ihm ja auch nicht wirklich weiter“, merkte Kevin an – sichtlich stolz, dass ein wenig aus seinem schulischen Philosophieunterricht hängen geblieben war.

Hätte Josef gekonnt, so hätte er Kevin anerkennend auf die Schulter geklopft. „Ja, da wird es hakelig – Kant verwechselt wohl das, wie es sein sollte, mit dem wie es tatsächlich ist. Auf der anderen Seite muss er aber auch nicht den oft so verwerflichen Status quo des moralisch Monströsen göttlich verbrämen. Er hat das menschliche Tun und Lassen an seine eigene Gesetzgebung gewiesen und so vom Alpdruck einer umfassenden Theonomie befreit. Ob der Preis einer wirklichen Autonomie nicht doch zu hoch ist, steht auf einem anderen Blatt.“ Josef

verfiel kurz in eine erneute melancholische Stille, um dann fortzufahren und daran zu erinnern, dass Kant sich bewusst gewesen sei, dass bei Ernstnahme menschlicher Autonomie zudem der Gedanke einer göttlich bewirkten Erlösung von Schuld ins Trudeln gerate. „Schuld ist ja im Unterschied zu einer Geldschuld keine transmissible Verbindlichkeit, kann also als etwas Allerpersönlichstes nicht irgendwie weggenommen werden. Offensichtlich wähnt Kant in seinem optimistischen Pflichtglauben, dass das Vorbild des Guten, das um seiner selbst willen zu tun ist, hinreichte, eine Besserung zu befördern.“

Kevin kratzte sich nachdenklich am Kopf und fragte seinen philosophischen Mentor: „Wie kommt denn Kant zu dieser These?“ „Ja“, so entgegnete Josef in auf einmal gehobener Stimmung, „jetzt wird es interessant! Er meint auf der einen Seite, es brauche zur motivierenden Beförderung des Guten eigentlich keines irgendwie theonom abgesicherten Impulsgebers, um die Idee eines Gott moralisch wohlgefälligen Menschen für uns zum Vorbilde zu machen; sie liege als ein solches schon in unserer Vernunft.“ „Aber da beißt sich doch die Katze in den Schwanz“, rief Kevin aus. „Ja und Nein“, meinte Josef etwas sibyllinisch lächelnd. „Kant denkt von der moralisch zum Guten selbstverpflichteten Menschheit deswegen so optimistisch und gewiss, weil er diese Gewissheit aus der Krippe geholt hat.“

Kevin schaute reichlich verwirrt auf die hölzerne Geburtsstatt vor seinen Augen. Josef setzte hinzu, dass Kant nur so von einem jeden Menschen denken könne, weil er Jesus als den begreife, an dem dies ansichtig gewesen sei. „Einen Moment bitte“, Josef kramte in seiner Umhängetasche, griff ein Buch heraus, blätterte ein wenig, um dann Kant zu zitieren: „Das Ideal der Gott wohlgefälligen Menschheit können wir uns nun nicht anders denken, als unter der Idee eines Menschen, der nicht allein alle Menschenpflicht selbst auszuüben, zugleich auch durch Lehre und Beispiel das Gute in größtmöglichem Umfange um sich auszubreiten, sondern auch, obgleich durch die größten Anlockungen versucht, dennoch alle Leiden bis zum schmachlichsten Tode um des Weltbesten willen, und selbst für seine Feinde, zu übernehmen bereitwillig wäre.“ „Weißt du, Kevin, ich sage ja nicht, dass diese Formulierungen von Kant eins zu eins als Kurzformel des Glaubens durchgehen könnten. Ich sage nur, dass Kant, ohne das christliche Credo nie und nimmer auf die Idee hätte verfallen können, unsere menschliche Vernunft sei von sich aus derart, wie er annimmt. Ohne das Wunder von Betlehem keinen Philosophen aus Königsberg!“

„Ja aber“, erwiderte Kevin, „ist so ein Vorbild-Jesus nicht etwas zu wenig, dass man ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe darbringt? Immerhin Gold für den König, Weihrauch für den Gott und

Myrrhe als Verweis auf Grab und Tod. Mir geht es um den Weihrauch!“ „Nun, Kevin“, hub Josef an, „das göttliche Wunder besteht doch nicht in einem superstitiösen Mirakel. Kant weiß sehr wohl, alles übernatürlich Geheimnisvolle von der Krippe fernzuhalten. Gleichwohl spricht er – Moment ich suche die Stelle – von einem Glauben an den Sohn Gottes: ‚Im praktischen Glauben an diesen Sohn Gottes (sofern er vorgestellt wird, als habe er die menschliche Natur angenommen) kann nun der Mensch hoffen, Gott wohlgefällig (dadurch auch selig) zu werden.‘ Weißt du, göttlicher Glamour steht dem Wunder der Weihnacht nicht recht an – jedenfalls nicht, wenn du das christliche Bekenntnis beim Wort nimmst!“ „Wie meinst du das nun“, fragte Kevin, dem nun auch die letzten Reste seines Kinderglaubens zu entschwinden drohten.

„Tja, das Stichwort, mein Lieber, ist Entäußerung! Das ist das wahre und einzige göttliche Geheimnis, sein Anti-Glamour, wenn du willst. Überlege doch: Soll der Mensch wirklich aus sich das Gute leben, soll er faktisch verwiesen sein an jene Jesusgestalt, die sich nicht von außen ihrer Gottheit versichert, sondern sich nur in ihrer menschlichen Wirkungsgeschichte bewahrheiten kann, dann dürftest du doch kein Problem damit haben, dass Jesus faktisch nun wirklich eine Funktion zukommt, die einen Gott darstellt, dessen wir inne werden können – glauben im wahrsten Sinne des Wortes. Du sprachst von einem Vorbild-Jesus; ja natürlich. Aber die Annahme eines solchen als göttlich verstandenen Vorbilds bedingt es doch gerade, dass du dadurch – theologisch gesprochen *ab extra* – geprägt werden und selig sein kannst – es jedenfalls hoffen darfst.“

„Du meinst also“, so schob Kevin nach, „dass göttliche Wunder besteht gerade darin, dass Gott nur mittels meiner eigenen Hoffnungspotentialität in der Gestalt Jesu anerkannt werden kann – Gott also nicht noch irgendwie einen Allmachtsjoker im Ärmel hat?“ „Chapeau, Kevin! Mittels des *Christus totus* lebt der vorbildhafte und faktisch prägende *Christus solus* fort. So können auch wir mit Ambrosius bis heute noch singen, dass Glanz von der Krippe aufstrahlt, und so können wir das zentrale Wort des Apostels Paulus verstehen, dass Christus in uns lebt oder in uns geboren wird, wie Angelus Silesius formulierte.“ „Also“, hakte Kevin nach, der sich schon freute, bei nächster Gelegenheit ein beliebiges evangelikales Missionsduo mit seinen neu gewonnenen Einsichten zu konfrontieren, „doch ein radikales Entmythologisierungsprogramm?“ „Ja, natürlich, aber bitte nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und in einen bultmannschen existentialen Eigentlichkeitsjargon verfallen. Es geht nicht um ein nacktes Dass des Gekommenseins, es geht um eine Gehaltlichkeit eines Gottes, dem das Ideal einer gottwohlgefälligen Menschheit über alles geht. So übersetzt ja Kant

sinngemäß das sonst latent nichtssagende Programmwort eines Reiches Gottes, welches Jesus zur Darstellung bringt, auf das wir es darstellen.“ Erneut blickte Josef etwas melancholisch, atmete tief ein und aus und setzte hinzu: „Aber, Kevin, alles mit offenem Ausgang – Stichwort Hoffnung auf Seligkeit.“

„Warte kurz, ich möchte dich noch mit einem anderen großen Denker konfrontieren; kennst du Johann Gottlieb Fichte?“ Kevin schüttelte verneinend den Kopf und überlegte sich einen Moment lang, Josef zu fragen, ob er diesen Namen nur wegen einer kalauerartigen Wortassoziation erwähnt habe, denn immerhin standen neben dem Krippenarrangement schon die noch nicht illuminierten Weihnachtsbäume – Fichte und Fichte gewissermaßen. Er verkniff sich dies aus Höflichkeit und fragte stattdessen, was es mit jenem Fichte auf sich habe. Inzwischen hatte Josef ein weiteres Buch hervorgekramt; es enthielt die elf Vorlesungen über die „Anweisung zum seligen Leben“, die Fichte seinerzeit einem breiteren Auditorium vorgetragen hatte. Er wollte nach eigener Auskunft auf populär verständliche Weise gesprochen haben. Josef lachte und meinte, wenn Fichte etwas nicht gelungen sei, dann das.

Immer noch lachend meinte Josef, er finde es zudem amüsant, dass die Vornamen von Johann Gottlieb Fichte geradezu programmatisch seien, denn immerhin berufe er sich in steter Regelmäßigkeit auf den Lieblingsjünger und versuche sich an einer philosophischen Ausdeutung dessen, dass nach Johannes Gott die Liebe sei – Gottlieb also. Kevin befürchtete mittlerweile, Josef würde deswegen in den unerträglich salbadernden Ton jener Predigten abdriften, die sich endlos um die Liebe drehten. Er wollte gerade aufbegehren, als ihm Josef ins Wort fiel: „Weißt du, Fichte begehrte in der ihm eigenen Arroganz gegen Kant auf. Ihm schien das Projekt einer – wie nenne ich das? – autonomen Pflichtreligiosität das Gemüt nicht hinreichen zu erwärmen. Fichte war freilich auch jeglichem religiösen Schwärmertum abhold, doch er wollte eine größere Innigkeit gewahrt wissen, derer sich der Mensch angesichts Gottes erfreuen könne. Seliges Leben meint genau dieses, nämlich ein liebendes Aufgehen im Göttlichen.“

„Aha“, meinte Kevin, „ein Mystiker?“ „An Bezeichnungen ist mir nichts zu tun, aber es dürfte in die von dir angedeutete Richtung gehen. Wenn man Kant irgendwie ein Zuwenig an Gott vorwerfen möchte, dann Fichte ein Zuviel.“ Da in Kevins Augen große Fragezeichen auftauchten, erklärte sich Josef: „Du musst wissen, dass Fichte sich sein Leben lang mit dem Geschichtsglauben schwer tat; dieser galt ihm wie vielen seiner Zeitgenossen als philosophisch nicht satisfaktionsfähig. Fichte wollte das christliche Dogma der Einheit von Gott und Mensch

in Jesus als philosophisches Wissen dartin – ein Wissen, welches letztlich unabhängig von der faktischen Krippenbegebenheit gelten sollte. Dass er hierbei Grund und Folge verwechselte, dürfte dir klar sein. Fichte hätte seine Gottesthese gar nicht entfalten können, hätte ihm das Inkarnationsdogma nicht als Leitstern gedient. Aber weil nicht sein kann, was nicht sein darf, hält Fichte als Grundsatz fest: Es gibt durchaus kein Sein und kein Leben, außer dem unmittelbaren göttlichen Leben. Diese Lehre, so Fichte weiter, so neu und unerhört sie auch erscheinen möge, sei darum doch so alt als die Welt.“

„Wie kommt man auf so etwas?“, wollte Kevin wissen, dem es reichlich abstrus erschien, dass sein Leben nicht das seinige sei. „Nun, zum einen scheint mir Fichte etwas berauscht von seinem Namenspatron; ihn beansprucht er dergestalt, dass er hier finde, seine Gott-Welt-Einheit sei die Lehre des Christentums, wie dies in seiner echtsten und reinsten Urkunde, in dem Evangelium Johannis noch bis diesen Augenblick vor unseren Augen liegt. Ja, er setzt hinzu: Nur mit Johannes kann der Philosoph zusammenkommen, denn dieser allein hat Achtung für die Vernunft. Erfreulich deutlich, wenn auch etwas zu grob, gibt er auch zu Protokoll, dass die anderen Verkündiger des Christentums auf die äußere Beweisführung durch Wunder bauen, welche, für uns wenigstens, nichts beweisen.“

„Aber was taugt dann als vernünftiger Beweis für Fichte?“, wollte Kevin wissen. „Hast du einen Tipp?“, fragte Josef, der sich gewiss war, Kevin sei um eine Antwort nicht verlegen. „Nun ja, wenn ich dich richtig verstanden habe, dann blickt Fichte weniger auf die Krippe in Betlehem, sondern ergötzt sich an dem Prolog des von ihm so geliebten Johannesevangeliums und wird sich an den zahlreichen Einheitsaussagen des vierten Evangeliums laben.“ „Auch wenn das nicht sonderlich höflich ausgedrückt ist, lieber Kevin, so triffst du dennoch sachlich ins Schwarze. In der Tat, an Einheit ist Fichte alles gelegen, und zwar an einer göttlichen Einheit, die grundsätzlich immer und überall gilt. Ob er dies aus Johannes exegetisiert oder eisegetisiert, sei dahin gestellt. De facto wandelt jener große deutsche Idealist in den Bahnen eines wirkmächtigen Alleinheitsdenken, das er nicht erfunden hat – auch Johannes nicht, wenn es denn bei ihm überhaupt in letzter Konsequenz durchreflektiert ist. À propos Reflexion – durch Denken zerfällt für Fichte diese in allem und als alles anwesende Einheit des Seins in eine gestufte Mannigfaltigkeit, die irgendwie göttlich ist, aber nicht Gott.“ „Wie kommt man denn auf so etwas?“, wollte Kevin nun wissen. „Ach weißt du, all diese Seinsmonisten geben vor zu wissen, dass das Abstraktum des Seins göttlicher Art ist, dass es sich in seinem Dasein gibt, sich aber nur im Wissen als dieses geben kann, somit das Seinswissen Ausdruck dafür ist, dass

alles als und in Gott anwest.“ „Ich bin also Gott?“, wollte Kevin wissen. „Na ja, nicht direkt, denn Du bist ja durch die Reflexion deines Ich nicht das absolute Ich, aber das absolute Ich ist dein Ich.“ „Vielleicht sollte ich doch wieder *Commissario Brunetti* lesen“, dachte Kevin im Stillen bei sich.

Josef, der bemerkte, dass Kevin nur noch Bahnhof zu verstehen schien, ermutigte seinen Adlatus, indem er ihm versicherte, das sei alles nicht so kompliziert, wie es sich anhöre: „Schau, wenn Fichte sagt, für Johannes war nicht Jesus Gott, denn einen selbständigen Jesus gab Johannes nicht zu; wohl aber war Gott Jesus, dann kannst du schon erahnen, wohin der fichtesche Einheitshase läuft.“ „Das war aber jetzt auch nicht sonderlich höflich“, konnte sich Kevin nicht zurückhalten anzumerken. „Touché“, so Josef. „Es geht Fichte darum, dass deine Icheigenständigkeit aufhören muss. Wie das geschieht? Nicht durch separierendes Gottauseinanderdenken, sondern in einem liebenden Versinken deines Ich im Absoluten. Warte, ich lese dir eine entscheidende Passage vor.“ Josef blätterte: „Hier: ‚Solange der Mensch noch irgendetwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm, denn kein Mensch kann Gott werden. Sobald er sich aber rein bis in die Wurzel vernichtet, bleibt allein Gott übrig und ist alles in allem.‘ Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen; aber sich selbst, als die eigentliche Negation, kann er vernichten, und sodann versinkt er in Gott.“

„Ach was“, meinte Kevin lakonisch, „das ist doch eine Art Taschenspielertrick – Fichte erzeugt sich doch seinen absoluten Einheitsgott, wähnt sich als zu ent-ichendes Moment der absoluten Selbstreflexion und findet diese monistische Dynamik in seinem johanneischen Jesus wieder, oder?“ „Fichte hätte zwar in seiner sattsam bekannten Art gepoltert, aber du dürftest Recht haben“, entgegnete Josef, der ein wenig gegen die Sünde des Stolzes zu kämpfen hatte, da sein Schüler so gelehrig war. Er fuhr fort: „Fichte fragt in der Tat nach dem gotteinen Selbstbewusstsein Jesu; er schreibt: Dass alles Sein nur in Gott gegründet sei; mithin, dass auch sein eigenes Sein mit dieser und in dieser Erkenntnis in Gott gegründet sei, und unmittelbar aus ihm hervorgehe. An andere Stelle versucht er zu zeigen, dass dieses Gottesbewusstsein Jesu, nicht ihm exklusiv zukomme, dass er Bild dessen ist, was der Mensch, also auch Du, Kevin, in dir nachbilden kannst, wenn du Gott liebst, indem du dich aufgibst. Dann wird diese göttliche Liebe – so schreibt Fichte – ewig fort in und um uns herum Fleisch, und wohnt unter uns, und es hängt bloß von uns selbst ab, ihre Herrlichkeit, als eine Herrlichkeit des ewigen und notwendigen Ausflusses der Gottheit, immerfort vor Augen zu erblicken.“

„Ach was“, so erneut Kevin, „ich erblicke indes auch ganz anderes: Die schmerzhafteste Trennung meiner Eltern damals, meine Glaubenszweifel – es ist ja nicht so, als wäre ich völlig religiös apathisch – von den *bad news* jeden Tag in den Medien ganz zu schweigen.“ „Dann hast du dich, lieber Kevin, noch nicht zur Höhe des wahren Einheitswissens erhoben. Wärest du dorten, dann wärest du allem Zweifel enthoben. Erneut Fichte: ‚Da bejammern sie nun, dass des Elends in der Welt so viel ist! Ach! Das dem Blicke zunächst sich entdeckende Elend ist leider nicht das wahre Elend; da die Sachen nun einmal stehen, wie sie stehen, ist das Elend noch das allerbeste von allem, was in der Welt ist.‘“ „Wie kann man auf einen solchen zynischen Gedanken kommen?“, entfuhr es Kevin lautstark.

„Psst, nicht so laut, wir sind doch in einer Kirche und die getroste Willkommensfrau hat schon missbilligend hergeschaut.“ Josef fuhr beschwichtigend fort, dass er die Ansicht Fichtes beileibe nicht teile. Das ganze System kranke an dem eingestandenem Unvermögen, anzuerkennen, dass es eine radikale Schöpfungsdifferenz zwischen Gott und der Welt gebe. Wenn es letztere nicht eigentlich in einem Selbststand gibt, dann kann es nur noch Gott geben. Damit mag zwar Gott notwendig sein, aber die Fichtesche Inkarnation ist dann lediglich der notwendige Vollzugsfall, der sich in einem*einer jeden abbilden muss, so er oder sie sich dies zu Bewusstsein bringt.

„Jetzt verstehst du, Kevin, was ich meinte, dass es bei Fichte ein Zuviel an Gott gibt. Gleichwohl ist Fichte ein lehrreiches Beispiel dafür, was passiert, wenn der Mensch seine Fähigkeit, mit bloßer Vernunft Gott zu denken; auch wenn Fichte hier ja eigentlich nichts denken, sondern – im wahrsten Sinne des Wortes – selbstlos lieben will. Nun verfall bitte nicht auf den altbackenen Gedanken, jenseits und über die bloße Vernunft hinaus besäßen wir Menschen noch göttliche Sonderinformationen und übernatürlich ausgerichtete Antennen. Erinnerst du dich an das Stichwort ‚Entäußerung‘, das ich vorhin bei Kant bereits im Munde führte? Gott ist doch ein *menschliches* Hoffnungsprojekt – Fichte allerdings braucht in seinem Wissenssystem nicht zu hoffen, ihm ist alles bereits seliges Leben, seine Anweisung hierzu ist eigentlich eine Einweisung, in das selige Jetzt, bei dem nie etwas offen war. Kant postuliert aus praktisch philosophischen Gründen eine göttlich zu erhoffende Glückseligkeit kompensatorischer Art – um es etwas zuzuspitzen. Beiden ist Jesus irgendwie nur ein Ideal realisierten Diesseits oder eines zu realisierenden Jenseits.“ „Ja“, so unterbrach ihn Kevin, „den Klops der bloßen Vernunft schlucke ich ja gerne, aber Fichte ist mir jetzt sogar als Weihnachtsbaum vergällt.“ „Sag das nicht so laut“, warnte Josef, „es gibt im Kreise meiner

Heiligenkollegen etliche, die zumindest ähnlich wie Fichte dachten; wie Kant und über Kant hinaus denken höchstens einige Theolog*innen in Freiburg und Bonn, wenn ich mich nicht täusche.“

„Und du, was denkst du nun?“, wollte Kevin wissen. „Nein – so nicht“, entgegnete Josef mit einem Anflug eines schelmischen Grinsens auf seinen Lippen. „Nicht nach dem Lehramt schielen, nicht dass ich nicht dankbar bin, dass es so etwas gibt, sonst wäre uns der kirchliche Laden schon des Öfteren um die Ohren geflogen, doch, Kevin, niemand kann an deiner statt glauben. Nicht nur Schuld ist das allerpersönlichste, sondern auch dein Glaube. Ich gebe dir allerdings einen Hinweis für deine gesuchte Antwort, der sich bei Paulus findet: *Spe salvi facti sumus!*“ Josef schwieg nun und blickte Kevin erwartungsvoll an. Dieser hatte in der vergangenen halben Stunde so viel über das gelernt, was er beim Anblick der Krippe nie erwartet und an dieser Stelle auch nicht vermutet hatte.

Erneut fiel ihm auf, dass das Jesuskind ja noch gar nicht seinen Platz gefunden hatte – erst jetzt fühlte er dieses Fehlen auf eine irgendwie schmerzliche Weise. Es ging Kevin nicht so sehr darum zu wissen, dass die Krippe an Heiligabend komplett sein würde, es ging ihm um ein viel grundsätzlicheres Vermissen. Sollte wahr sein, dass Gott nicht alles in allem erdrückend selig machen dürfe, dass Gott nicht abschließender Garant dafür sein dürfe, dass unser Einsatz für das Gute um seiner selbst willen, schlussendlich in einem Reich vollendeter Selbstzwecklichkeit sein Gelingen findet, dann könnte die – nein seine – religiöse Sehnsucht nur in einem Gott ihr Genügen finden, der *mit uns* wäre.

„Also Kant im Sinne des Immanuel weiterführen?“ Als er Josef diese Gedanken mitteilte, ergriff er Kevins Hand. „Deswegen stehe ich hier – ich will in wenigen Tagen wieder glauben dürfen, dass diese, ach so menschliche Sehnsucht, entblößt von allem übernatürlichen Vergewisserungsglamours, auf die einzig liebenswerte Weise wahr ist und wahr bleibt, die uns angemessen ist: Die unableitbar geschichtlich gewordene Hoffnungsgestalt eines Menschen *spe plenus*.“ Kevin hatte gar nicht gemerkt, dass er die letzten Worte selbst gesprochen hatte; Josef war nur mehr die hölzerne Figur, die er immer war.

Eilig griff Kevin zu einem Gotteslob, das irgendjemand achtlos auf der nächstbesten Kirchenbank hatte liegen lassen. „Er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein“ – bloße Vernunft, entblößte Seligkeit, so ging es ihm durch den Kopf. Kein alberner Mythos, sondern vielmehr das Wunder einer unscheinbaren Lebensgeschichte, die eine unvordenkliche

Geschichte begründet hat und fortsetzt. Kevin packte seine Einkaufstüten, grüßte die getroste Willkommensfrau höflich, verkniff sich eine Bemerkung wegen der Regenbogenfarbe des Atemhol-Plakates und trat hinaus in den vorweihnachtlichen Trubel. Er würde in die Christmette gehen, er würde die Weihnachtsgeschichte zum ersten Mal wahrscheinlich hoffend hören und – er würde es nicht nötig haben, je eine Lebensversicherung abzuschließen.